

## Johanna Dombois

### FLÜCHTLINGSODE

*Ich habe geweint, weil ich keine Schuhe hatte, bis ich einen traf,  
der keine Füße hatte.*

Leopardi

So lange ist es noch nicht her, dass man sich für eine Reise nicht bloß praktische, sondern extra schöne Kleider anzog. Nichts Förmliches, Staatstragendes wie zur Zeit der Kutschen. Aber ein Wissensrest war parat. Ich erinnere mich an ein orientblaues Mäntelchen mit Matrosenknöpfen, Schulterstücken und knisterndem Futter, das regelmäßig vor den großen Ferien auftauchte. Woher, keine Ahnung. Selbst ausgesucht hatte ich es mir nicht. Von einem Kauf wusste ich auch nichts, und sollte es doch gekauft und mir nicht vermacht worden sein, mitgenommen hatte mich niemand, in welchen Laden auch? Vom Gefühl her gehörte es ohnehin mehr zu Utensilien, besaß den Rang der heiligen Saisonspielzeuge Puppenwagen, Papierdrachen, Rodelschlitzen. Es war einfach immer da, sobald im Sommer die Koffer gepackt wurden und schaukelte auf seinem Kinderbügel unter der Lampe wie eine Nusschale auf See, in die bereits eine Brise hineinfuhr. Dass es zur Jahreszeit kaum passte, wurde nie besprochen. Ebenso wenig, wohin es den Winter über verschwand, obgleich ich dieser Sache schon gern einmal nachgegangen wäre. Aber an den Vorratsschrank für Anziehsachen durfte ich nicht heran als sei das Apothekerware. Genau das war es wohl auch. Zu Stoff geronnene Geschichte, der fadenscheinige Teil, recht betrachtet kein Vorrat, sondern Überrest, den man „in der Kommode“ – *wie, Mode?* – für noch schlechtere Zeiten aufhob als jene, die man bereits hinter sich gebracht hatte: Baumwollwindeln, Trauermanschetten und Einstecktücher, zusammengerollte Regencapes in Etuis von der Größe eines Fingers, zwei Damasttischdecken für Weihnachten zu zwölf, Autohandschuhe, Staubhandschuhe, Tanzstundenhandschuhe, ein Satz Vereinsabzeichen *Deutscher Turner-Bund*, Halswickel aus Resten gestrickter Unterhemden von vor dem Krieg, Faschingstaft – ein Berg gestriger, aber gut duftender, benutzter und doch unberührter Wäsche.

Jahraus jahrein kam mir das Mäntelchen neu vor, selbst als ich lange aus ihm herausgewachsen war und es sich übrigens so davonmachte wie es gekommen war, ungesehen. Neu und fremd. Ein steifer, gewachster Stoff, ich meine aus Popeline, ein Wort, das mich heute noch zum Lachen bringt, nicht ganz so fest wie Markise,

aber bestimmt kein smartes Textil, das sich dem Körper von selbst anpasst. Die Anpassung verlief eher umgekehrt. Nein, bequem war es nicht und auch nicht pflegeleicht. Wenn es dann los ging, fühlte es sich an, als würden einem Flügelschalen umgelegt. Knöpfe immer bis oben hin zu und ein Gürtel per Schnalle mit Dorn über der Taille festgezurt. „Gestiefelt und gespornt“, dass das etwas mit Aufbruch zu tun hat, kann ich bestätigen. Im Eigentlichen war es eine kleine Uniform, um sich gegen „Unbilden der Reise“ zu wappnen. Aber eben hemmungslos, fast drollig, weil ausgerechnet die Anziehprozedur ein Durcheinander ergab, das sonst nicht vorkam. Da verschob sich plötzlich etwas. Sonst gab es viel Kinderleid mit Kleidern. Aber hier war Tag der Ausnahme, ein Komplott aus Stoff.

Spätestens am Abfertigungsschalter setzte die Wirkung ein, mit oder ohne Zwischenhalt. Mal war es Tempelhof – Teneriffa, mal Tempelhof – Korfu, Tempelhof – Gran Canaria, danach wieder Teneriffa, einmal Malta, später Sardinien und Lanzarote, das aber schon ab Tegel. Warum immer Inseln? Weil wir selbst Insulaner waren? Ein Prickeln stieg ins Bewusstsein, dass wir, noch bevor die Bordkarten verteilt waren, uns jetzt von uns selbst entfernen, fremd werden durften auf gute Art, die Großen mit Federn am Hut wie Robin Hood, und man sah es uns an. Diese Kleider schalteten etwas in einem frei, das anders womöglich wehgetan hätte. Bei Gott, aber das Kind kann ja gar nicht atmen! Genau dies konnte es. Dass sich im Mäntelchen nicht wie am Spielplatz herumtollen ließ, führte dazu, dass man sich in sich selbst hochhangelte, um über die Mauern zu schauen. Der feste Stoff übertrug sich, man wurde selbst fester. *Man wuchs!* Sogar die Erwachsenen wuchsen nochmal, selbstverständlich nicht in Zentimetern. Von daher stimmt es auch umgekehrt, dass ich im Grunde niemals aus diesem Reisemäntelchen herausgewachsen bin, obwohl ich bald schon nicht mehr hineinpasste. Nicht mehr Korsett und noch nicht Jogginghose, teils Requisit, teils Ethikstunde ist es ein ultimatives Kleidungsstück. *Du meintest: das Reisebegleiterundherzgestaltermäntelchen.* Meinte ich. Durchs Anziehen war etwas hereingekommen, das herinnen blieb, selbst wenn man es auszog – eine Haltung, die sich ins Handeln übersetzt. Natürlich schaukelte es im Hotel vier Wochen nur im Schrank. Aber in derselben Ecke lagen die Entenfedern, die Reisehüte, und das bildete einen ganz anderen Berg. Es war eine Ausstattung, die allem Fassung verlieh, das in uns fremd sein *wollte*.

Heute sind in den Hangars in Tempelhof keine Flugzeuge, sondern Flüchtlinge untergebracht, die aus der Fremde kommen und eine pervertierte Form von Reise hin-

ter sich haben. *Tempelhofer Freiheit* nennt Berlin das neue Bewirtschaftungskonzept für das Tempelhofer Feld. Die Kombination aus informiertem Optimismus und jüngster Leiderfahrung hinterlässt einen eigenartigen Geschmack. Immerhin es ist dasselbe Tempelhofer Feld, das Exerzierplatz der preußischen Könige war, im Ersten Weltkrieg Militärgefängnis und Barackenlazarett, danach Veranstaltungsort der Nazis, und dann kamen erst die Candy Bomber. Zwischen Wiedergutmachen und Schönreden liegt manchmal wenig. Der Name, den die Berliner Schnauze dem Tempelhofer Luftbrückendenkmal zugedacht hat, trifft die Situation dort schon besser: *Hungerharke*. Zumindest darf man sich fragen, ob es nicht widersprüchlich ist, Menschen freiweg, *freiweg*, an Flughäfen zu bündeln, die keineswegs mit Flugzeugen, lediglich Zügen einreisen dürfen, allzumal wenn das asylgesetzliche Flughafenverfahren für sie nicht greift. Entweder ist man noch nicht da oder man muss gleich wieder fort. Es gibt wenige Orte, die so sehr für Transit stehen wie Flughäfen. Will man den Leuten unausgesprochen klar machen, dass sie sich doch, bitte, bald weiterzubewegen hätten? Man hört viel Unausgesprochenes. Die Unterkünfte, die das Berliner Landesamt für Flüchtlingsangelegenheiten in Tempelhof errichtet hat, heißen TEMPOHOME. Noch so ein Wort, das kein Wort ist, sondern Content Management. Aber TEMPO und HOME schließen sich aus. Sofern Ihr nicht HOUSE meintet. Doch, wahrscheinlich *meintet Ihr: Haus*. Sonst gäbe es bei Euch keinen Zaun drumherum. Bloß wenn man schon in der Kategorie „Gebäude“ denkt, hätte man von Tempelhof auch den „Tempel“ fürs Titeln verwenden können. Zugegeben führt dies weiter zu Göttern und Ewigkeit und ist auf andere Weise deplatziert. Eine Alternative allerdings ist es nicht, dass der Transitstatus für Flüchtlinge zur Dauereinrichtung wird.

Bei all dem versteht sich von selbst, dass es um Notversorgung geht, die geleistet werden muss und die auch in anderen Städten an die Flughäfen verlegt ist, weil dort überhaupt Platz für Containerdörfer, Verteilerstrukturen, Familiennachzügler geschaffen werden konnte. Am Drehkreuz Köln-Bonn kommt eine Anlaufstelle für die Verwaltung und Verteilung von Kleiderspenden dazu. Die „Kleiderkammer“. *Kleiderkammer*, Kreuzung aus Speisekammer und begehbarem Kleiderschrank. *Das* ist nun wieder ein Wort, das verdient, *Wort des Jahres* zu werden. Es enthält etwas von vor der Zeit, bei aller Stichhaltigkeit. Phantasien von Zuhauseorten (HOME) finden sich ein, das kleine „Leider“ kriegt einen „Kamm“ geschenkt und macht sich hübsch, es werden Lieder draus, Kammacher, Katzenlocken, Kammerkätzchen, Klammerbeu-

tel, Wäscheweiß und eine Schatzkammer für schöne, niemals hässliche Kleider und die Gerichtskammer für gerechte *Knöpfe*! Nur, so ist es nicht. Schneller als ein Zip geschlossen, kehrt das Leid zum Kleid zurück.

Die Kleiderkammer, eigentlich „Uniformausgabe“ bei der Bundeswehr, ist am Flughafen Köln-Bonn die zentrale Altkleidersammlung zur Grundausrüstung Bedürftiger, ein wichtiger Baustein in der ehrenamtlichen Flüchtlingshilfe, und, wenn man so will, eine Tafel für Textilien: Wintermäntel, Anoraks, Jeansjacken, Jeanshosen, Tuchhosen und Cordhosen aus den Siebzigern, Jogginganzüge, Rollis, Sweater, Shirts, kaum Röcke, wenige Kleider, Blusen keine, dafür sehr viel Weißwäsche, Laken und Decken, Wollschals, Socken, Fingerhandschuhe, Fausthandschuhe, Badeslipper, Moonboots, alles sortiert nach Funktion, Menge und Größen, Herrenabteilung da, Damen dort, gegenüber die Ecke für Kinder und Zubehör. Auf einer aktualisierten Bedarfsliste findet sich „Geldbörse“, auf einer weiteren „Kultur-Tasche“, man kann es wörtlich nehmen, die Sammlung liest sich wie ein Destillat dessen, was Zivilisation ausmacht. Also, *unsere*.

In diesen Tagen treffen am Drehkreuz überwiegend Menschen aus dem Maghreb, Eritrea, der Region Kurdistan-Irak und Syrien ein. Sie sind entweder auf den Kanarischen Inseln oder auf Lesbos, Chios, Kos in Griechenland erstregistriert worden, über den Landweg haben sie Berlin erreicht, sind dort amtlich erfasst und schließlich Nordrhein-Westfalen zugewiesen worden, um den Ankunftsnachweis zu erhalten, der die Voraussetzung für einen Asylantrag bildet. Alle haben binnen weniger Stunden Erste Hilfe, Essen und Trinken, ein Bett, unter Umständen etwas Schlaf bekommen. Und nun die Kleider. Wobei die Leute gewiss nicht nackt durch den Zoll laufen. Schlimmer. Zerrissen. „Gequält von meinem eigen Hemd“, schrieb Giorgos Seferis in seinen *Gymnopaedia* einmal über die Griechen, er, der Grieche, der selber noch bei Smyrna geboren worden war. Ähnlich sieht es heute für die aus, die ähnliche Wege beschrieben haben. Die Ausstattung der meisten vor dem Drehkreuz ist durch die wochenlange Reise zu Versehenkleidung geworden. Nicht vollkommen verschmutzt, auch nicht ganz ohne jede Fassung, aber dünn gerieben, vergraut, zerknittert, mit aufgebrochenen Säumen, zerschossen. Auf der *documenta 14* neulich gab es im Kasseler Fridericianum einen Raum, in dem „sechs menschliche Gestalten (Maschendraht auf Holzrahmen, Papier- und Kunststofffüllung, Gebrauchtkleidung)“ mit „neun Koffern, Vogelkäfig aus Metall und Kreide auf Teerpappe“ standen. Es war eine Arbeit von Vlassis Caniaris (*Hopscotch*) aus dem letzten Obristenjahr

1974 und der Werkserie *Immigrant*, mit der auf jene „Gruppe migrantischer Arbeiter\_innen [gezeigt wurde], die aufgrund von zwischenstaatlichen Übereinkünften ... durch das westliche Europa wanderte“. Die „kopfloren Attrappen“, die „ein Hüpfspiel [bevölkern]“, sind andere Flüchtlinge mit anderen Zielen zu einer anderen Zeit und unter dem Diktat anderer Normen, auch modisch gerechnet. Die Kleidung jedoch ist die gleiche, im Gestus. Nicht schmutzstarrend, auch nicht ganz ohne Fassung, manches sogar daran versteckt bewahrt, aber unter welchen Bedingungen – genauso zuende getragen. Das Elend hat eine Generaluniform, und die steht jetzt in Köln-Bonn. Längst hat sich das „eigen Hemd“ auf die Haut der Menschen durchgebrannt und verzehrt, was immer darunter liegen mag. „Getrenntsein ist ein Hemd von Feuer“, sagt man in der Türkei, und Seferis sprach auch vom Tod des Herakles, der nicht etwa durch Löwen oder Lanzen starb, sondern an einem selbstentflammenden Gewand.

Begreiflich demnach, dass die, die ankommen, ihre eigene gegen fremde Kleidung eintauschen auf die Gefahr hin, dass die Folge paradox ist, weil die Leute ja selbst fremd sind. Aber die ehrenamtlichen Kräfte am Drehkreuz sortieren vor, teilen zu, helfen zu entscheiden, auch gegen die Gefühle. Manche Leute werfen alles hin und wollen sich um nichts mehr kümmern. Mit den Mänteln wird die Reise weggeworfen. Andere wirken gleichgültig und tun auf diese Weise, als sei nichts gewesen. Die einen wie die anderen brauchen trotzdem etwas. Was wäre das sonst, „Flüchtlingskleidung“? Kleider von Flüchtlingen? Auch. Aber zunächst Flüchtlinge vor Kleidern. Viele steigen aus ihren Schuhen aus, laufen barfuß durch die Ankunftshalle. Ein paar Frauen vom Reinigungspersonal warnen sie, was lieb gemeint ist, aber eventuell doch die falsche Reaktion, denn bei den überwiegend muslimischen Familien könnte es ein Heimatimpuls sein. Wir hören von einem Mann, der seine Mutter auf dem Rücken aus Afghanistan nach Europa getragen habe, weil diese ohne Schuhe gewesen sei, vermutlich schon lange nicht mehr laufen konnte. Die Schuhe des Mannes muss man sich vorstellen. Seltsam genug habe er sie anbehalten wollen. Ein Beamter vom Lost & Found-Schalter hat über Monate Snapshots aller zertretenen Sneakers und Latschen gemacht, tatsächlich, Latschen seien dabei gewesen. Menschen in Latschen aus Karbala, Bagdad, Tikrit, Antakya, aus Homs, aus Peschawar, nicht genug damit aus Dhaka, bald habe er eine Weltkarte hingehängt, um sich das zeigen zu lassen. Sicher, auch aus Çeşme und İzmir, Rafina, da sei er selbst am Strand gewesen im Urlaub, mit Badelatschen gegen die Seeigel. Aber dann aus Lahore, ein Mä-

del aus Lahore sei gekommen mit Pumps! Andere in ihrem Alter hätten ein Pferd oder eine weiße Ratte. Sie Pumps. Erdbeerrot seien die gewesen, mit Discoglimmer. Irgendwann habe man das Ganze nicht mehr zuordnen können. Die Pics sollten jetzt ins Netz, er wisse sonst nicht, wohin damit. Die Serie ist erschütternd gut. So viele Variationen von Kaputtsein. Rachsüchtige, schielende Dämonen springen einen an, den amputierten Teufeln in der Geisterbahn von früher vergleichbar, aufgespreizt wie fleischfressende Pflanzen, denen die Insektenbeine noch vom Maul fleddern, zahnlos, gewürgt vom eigenen Schnürwerk und mit heraushängenden giftgrünen Zungen, der Swoosh von Nike pulverisiert, der Puma zerfleischt, zentimeterdicke Gummiprofile sind einfach weggebrochen, es ist nichts mehr da als schreiende Form. Vielleicht noch heruntergetretene Hacken. Die man auch shocking finden mag, die aber Standard sind gerade bei den Männern. Ein morgenländischer Babouche ohne heruntergetretene Hacken ist affig, und wenn sie keine Babouches mehr haben, geht es eben auf die Turnschuhe. Allein es ist unmöglich, auf Hacken zu laufen, wenn keine Sohlen mehr vorhanden sind. Mit oder ohne Schuhe, die meisten dürften über mehrere tausend Kilometer barfuß gegangen sein. Gequält vom „eigen Stiefel“ mit dem Sporn im „eigen Fleisch“.

Zurück zur Ankunft. Einige kommen und tragen alles übereinander. Menschen, die in die Flucht gezwungen wurden, suchen Möglichkeiten, auch etwas zu bewahren. Der Puffer aus Stoff, den sie um sich herum schaffen, ist Umkehrzeichen des Nests, an das niemand heran darf, und meistens ist das der eigene Körper, denn der geht überall hin mit. In wie vielen Innentaschen stecken Familienandenken, Streichtücher, Trostborten, eine Nazar-Perle von Tante Melek. Wie oft wurde etwas ins Futter eingenäht. Mitunter auf die Haut geklebt. Ihr Hüftgurt? *Kopfwerfen*, der sei nicht vom Krankenhaus. Aber möchten Sie ihn dann nicht wechseln, er ist doch ausgeleiert. *Lā*.<sup>\*</sup> Hier, ein ganz guter Hüftwärmer aus Mohair, schauen Sie. *Lā*. Mit Stretch?! *Lā*. Eine Situation, die alle nervt. An einer liegengebliebenen Bluse finden wir von links mit Sicherheitsnadel befestigt ein Stoffsäckchen von der Größe einer Fingerkuppe, es ist mit geweihtem Weizen gefüllt, ich wusste zufällig, was es bedeutet. Talisman der orthodoxen Christen. Wenn etwas vergessen wurde, wird einem erst klar, was verloren ging. Nadeln stecken öfter, wie Fischeschwärme, mit Köpfen alle in eine Richtung, in BH-Trägern, in Unterhemden. Warum? Nun, für die Hidschābs, es sind Hidschāb Pins, und wohin mit denen, wenn man in ein Schlauchboot muss. Wo kam der kleine Gebetsteppich her? Einer von den faltbaren, seidenen für die Reise, der

Mann, der ihn zum Mittagsgebet hinten bei den WCs gebraucht hat, muss ihn am Körper transportiert haben. Eine Tasche hatte er nicht bei sich, und in der Kleiderkammer gibt es keine. Was, Taschen? Gebetsteppiche. Es gibt in der zentralen Kleiderkammer Nordrhein-Westfalens keine Spenden mit Gebetsteppichen? Es gibt auch keine Pardesüler. Das gibt es doch nicht. Sind auch keine Trenchcoats vorrätig, die für Muslimas umzufunktionieren wären? *Lā*. Schicken die islamischen Verbände nichts? Oder: Ist religiöse Kleidung keine Kleidung? Das ist keine rhetorische Frage, es könnte sein. Textilien zur Ausübung einer Religion wären selbst religiös und von daher nicht oder lediglich auf Grundlage bestimmter Gebote übertragbar. Auf den jüdischen Tallit trifft dies sofort zu. Gleichfalls auf die zwei Baumwolltücher des Gewands der Wallfahrer nach Mekka. Ist es eben doch. Was? Rhetorisch. *Ja*. Als Versuch zu sagen, dass die Bewältigung der ersten Aufgaben nicht die Schallgrenze unserer Begriffsbildung sein darf.

Faktum ist, dass Geflüchtete nicht alles abgeben, was sie haben, selbst wenn sie nichts mehr haben, und wir umgekehrt nicht alles dahaben, was sie auch sehr nötig bräuchten, obwohl wir alles geben. Mitunter kommt es vor, dass Ankommende nichts abgeben wollen, weil sie nichts annehmen mögen. Sie schimpfen und werden laut. Sie sind keineswegs undankbar. Nur wollen sie sich nicht für etwas verpflichtet fühlen müssen, das sie selbst beschämt jenseits der Fluchtsituation. Eine ältere Äthiopierin, die am Münchner Hauptbahnhof inmitten ihrer Familie auf dem Beton saß, war in ein Tuch eingewickelt, das alles, was es in den Läden, Fluren und beleuchteten Auslagen sonst gab, an Glanz übertraf. Der Drittweltkitschverdacht löste sich sofort im Schock auf, den der Anblick erzeugte. Das Tuch enthielt eine ganze Lebensgeschichte, mit Sicherheit war es Chiffe für eine soziale Position. Auch das ist „Flüchtlingskleidung“. Nicht, dass die Leute obdachlos waren oder dass ihre Kinder die vorüberziehenden Polizeihunde streicheln wollten, in diesem Fall brachte das Textil auf den Punkt, wie kompliziert die Lage ist. Würde die Frau das Tuch in Köln-Bonn abgeben? Würde sie es abgeben müssen, etwa auf Grund von Quarantänenvorschriften? Über Lampedusa berichtete jemand, dass den Neuzugängen dort eigene Kleidung und textiler Schmuck „aus hygienischen Gründen“ abgenommen werde. Ich war kürzlich in der Schnellreinigung, wollte ein Mantelkleid von mir dämpfen lassen, noch aus dem Fundus, 40er Jahre, natürlich ohne Etikett, keine Waschanleitung, denn das zeichnet Kostüme aus. Die spitzen Finger der Kassiererin, mit denen sie das Textil begutachtete, es immer wieder weit von sich ab hielt, um mich darüber

zu informieren, dass ihr Geschäft keine Garantie übernehmen könne, empfand ich bereits als grenzwertig. Es war, als ob sie mich und meine Qualifikation zu leben begutachtete. Was sollen erst die Menschen am Drehkreuz empfinden.

Der bestgekleidete Mensch in Jahren war ein tappriiger Barba Jannis in İstanbul. Er kam von der Bushaltestelle kurz vor Taksim am Ende der İstiklâl, und klar, wollte zur Aya Triada, eine der alten griechischen Kirchen der Stadt, er hatte sich schick gemacht. Der Sache nach ging der Mann in Lumpen, aber darin wie vollständig und *zivilisiert*: mehlweißes Oberhemd, Binder, großgemusterter Wollpullunder, Jackett aus Tweed und Tuchhose mit Bügelfalten, Stiefeletten, Schiebermütze, an Accessoires Schnauzer, Goldzahn, eine Selbstgedrehte, hoher Stock, das Perlenkettchen in der Hand und ein frisches Basilikumbüschel hinterm Ohr. Überhaupt war alles frisch, sicherlich mit Mottenpulver und dem unverwüstlichen Freund Stockfleck versetzt, aber gehegt, geprüft, von einer Aufmerksamkeit, es würde den Wiener Opernball beschämen. Ich weiß noch, die Ärmelaufschläge waren aufgesetzt, um darunterliegende Löcher zu befestigen. Selbst waren diese Aufsätze aber auch lange wieder fadenscheinig, dasselbe bei den Ellenbogen, am Revers. Alles wirkte durchbrochen, jedoch auf solch vorsichtige, filigrane Art wie ein Gaze im Gegenlicht, fast schwebend, gleichzeitig festgefügt und saß genau an der Stelle, an die es gehörte wie auch die ganze Person zu wissen schien, wohin sie gehörte – aus der Zeit gefallen. Mit der Mode ist es wie mit einem sehr guten Haarschnitt, die Qualität der Form behauptet sich erst, wenn es herauswächst. Kostümtechnisch gesehen war dieser Mann eine wandelnde Bedarfsliste. Er lieferte die Zusammenschau eines Zeitalters. In den Winkeln seines Outfits waren die Kleinasiatische Katastrophe, Rebetesrebellion und Zweiter Weltkrieg, das Pogrom von İstanbul, ein Gastarbeiterleben und Rentnersein zwischen griechischer Finanzkrise und AKP konserviert. Der zärtlichste Aufmarsch der Weltgeschichte. So ging er, seine Panagia zu küssen.

Was nun? Alte Kleider und Altkleider sind augenscheinlich nicht dasselbe. Ein drittes Mal stehen wir am Drehkreuz, diesmal, um uns selbst zu sortieren. Was Flüchtlingskleidung ist, relativiert sich angesichts unseres eigenen Verhaltens Kleidern gegenüber. Mehr noch, angesichts unseres Verhaltens eigenen Kleidern gegenüber. Wir rangieren unsere Mäntel, altgewordene Marken aus, verschnüren sie in Säcke, die Säcke rotten wir zusammen, werfen sie nächst dem Müll in die Container in gutem Glauben, es erreiche die, die weder Mäntel noch Marken haben. Doch das Gutsein verschwindet mit in der Tonne und zerstört in den Zielländern die Mikrostrukturen



eigenverantwortlicher Textilproduktion. Am Drehkreuz wiederholt sich diese Problematik unter den Bedingungen der Konfrontation. Welches Selbstverständnis haben wir, dass wir Vertriebenen unsere abgetragene, ausgediente, leere Kleidung weiterreichen, allzumal im Stil des Kaufmannsladens? Erste Hilfe ist alternativlos. Aber auch zweite und dritte, vierte, fünfte bis hin zu sechster und siebenter Hilfe ist nötig, damit es nicht mehr weh tut. Hätten nicht viele die Mittel, eine Stange voll besonders schöner, mithin neuer Kleidung zu spenden-spendieren, die deshalb nicht gleich unpraktisch sein muss? Warum sind keine Fachbeauftragten für Fragen rund um überregionale, volkskundliche, religiöse Textilien engagiert? Es gibt einen textilen Butterberg, fabrikneue Ware bleibt ohne Abnehmer, weil diese sich in der Modebranche impulsiv abwenden oder ändern. Besser, der Look würde getragen statt verklappt. Solche Dinge.

Wenn wir auf die anderen *wie* uns selbst schauen, findet sich in der Kleiderkammer Kleidung, von der *wir* denken, dass sie Flüchtlingen zupass kommt – eine Düne gereinigter, aber überholter, sortierter und doch wahlloser Wäsche. Es trifft auch zu, es mag dem Zeitdruck geschuldet sein, dass die Ankommenden weniger eingekleidet als durchgekleidet werden, und die Nachteile einer Bundeswehreinrichtung schimmern durch. Zwischen karitativer Fürsorge und Funktionalismus ist ein Dilemma entstanden. Viele Geflüchtete wollen ihre Kleidung abgeben, schlicht weil wir ihnen Kleidung anbieten; gleichzeitig vermachen wir ihnen Kleider, die sie nicht tragen mögen. Irgendwo stehen die Leute doch entblößt da. Zugespitzt: Es ist nicht ausschließlich so, dass Geflüchtete ihre Kleidung abgeben wollen. Es ist auch so, dass wir wollen, dass sie wollen, dass ihre Kleidung abgegeben ist. Spätestens an diesem Punkt lässt sich nur mehr von „Anzihsachen“ sprechen. Der Körper wird selbst zur Sache. „Anzihsache“ bedeutet, ich habe im politischen, seelischen Sinn keinen Körper, und der muss nun bedeckt werden. Dass es auch anders herum abläuft, davon erzählen die Kleider auf ihre Weise. Anzihsachen ziehen entfremdete Menschen nach sich. Auf Bildern aus dem Flüchtlingslager bei Idomeni sind Anoraks und Regencapes zu sehen, die die Insassen so zum Trocknen in die Zäune gehangen haben, als schrien die Kleider selbst, mit hochgerissenen Kapuzen und abgespreizten Ärmeln, die in dieser Form notwendig das Kreuz bilden. *Save Our Souls. Save Our Clothes.* So schmerzhaft es in sich sein mag, man muss einräumen, dass im Zeichen unserer Hilfeleistung eine neue Uniformierung entstanden ist. Wir geben Second-Hand-Kleidung ab und kriegen den Second-Hand-Menschen zurück.

Drehen wir das Ganze zur Probe um. Eine Situation, bei der uns Westlern Kleidung aus dem Osten zugewiesen wird. Wie sind wir, wer sind wir da? Ortstermin Παναγία της Λίνδου, Marienkirche von Lindos auf Rhodos, eine der wichtigsten Kreuzkuppelkirchen der südlichen Ägäis. Im Vorhof Körbe voll großer Tücher, Unisex, die bereitgestellt sind, um Gästen, die nicht entsprechend der orthodoxen Kleiderordnung angezogen sind, einen Besuch zu ermöglichen. Das ist entspannt. Streng genommen ließe sich erwarten, dass die, die kommen, wissen, dass in Griechenland wie auch überall sonst in der christlich orthodoxen Welt beim Betreten sakraler Räume Schultern und Beine bedeckt sein müssen. „Im Mindesten. Eigentlich auch Hals und Arme und bei den Frauen zusätzlich die Haare, aber okay,“ am Eingang sitzt ein junger Papas, der fließend deutsch spricht, „einige unserer Gäste sind überrascht, dass es sowas bei uns gibt“. Andere scheinen noch nie etwas davon gehört zu haben, Körperbedecken gleich Verschleiern gleich Islam, und der ist woanders. Er heiße übrigens Konstantinos, seine Eltern lebten in Köln, nai\*\*, seit neunundsiebzig, die orthodoxe Kapelle in Deutz, die werde ebenfalls von einem Konstantin geführt, nächstes Mal an Ostern wolle er hin. Bis dahin jedoch sitzt er hier: "No shorts, please", "No, no shorts", "No shorts inside", "Please, no shorts allowed", "Please, Sir, take off your baseball cap", "What?", "Your baseball cap, Sir", "Then why?", "Please, Sir, no caps allowed inside", "No miniskirt, Madame, yes, same for you, thank you". Er lächelt. Das tue er sieben Monate im Jahr, und vielleicht ist es seine Form, zum Herzensgebet zu gelangen. Auch er ist Ehrenamtler an seinem Drehkreuz und die Aufgabe schwer, manches scheint von außen betrachtet kaum auszuhalten. Ein Besucher behauptet, es gäbe sowieso nur alte Steine zu sehen, dafür müsse er sich nicht umziehen. Ein zweiter meint, der Daumen geht Richtung Fresken, wer wolle schon so aussehen. Unzählige Teenies, die das Tuch so knoten, dass Strandkleidung, also in etwa doch Miniskirt herauskommt. Wieviel Abwehr für einen Zehnminutenbesuch, dabei geht es „nur um Kleidung“, nicht wahr. Die Folge ist, dass es bis auf wenige Ausnahmen niemandem möglich ist, ein rechteckiges Tuch so umzulegen, dass es nicht als Lappen endet und die Meute selbst als Schar heillos hässlicher Vögel. Man reibt sich die Augen. Merkt das keiner? Merkt *sich* keiner? Oder ist zuerst die Kleidung da, die man nicht versteht, und *dann* die Abwehr? Mal so gesagt, Unwohlsein und schlechte Kleidung beeinflussen einander.

Und wer hat nicht als Kind eine schlimme Erfahrung mit weitergereichten Kleidern gemacht, Kleidern der größeren Geschwister, anderer Kinder, die man hasste, die

Kinder, aber vor allem deren Kleider, weil sie ätzend, peinlich waren, wehtaten, Flecken auf der Haut hinterließen. Zwicken und Zwacken fremder Bauchknöpfe und Reißverschlüsse, die sich gegen einen verbündeten. Gab das eine nach, wurde das andere mächtig. Oder dieses Ding aus harter quittengelber Wolle, das sie „Nierenschutz“ nannten. Beim Umziehen für Sport wurde es zur Tortur, die anderen hatten Unterwäsche mit Pailletten, es war das Gegenteil eines Reisebegleiterundherzgestaltermäntelchens. Die Schmachbereiterundseelenverwüsterhose. Das Schlimmste an dieser Kleidung war, dass sie in allen Fällen so praktisch daherkam, einen aber zugleich aufs Kleinsein reduzierte. Je praktischer, desto kleiner. Man war nur schon eine Winzigkeit, dann wurde einem etwas übergestülpt, alle applaudierten, ach ist das niedlich, und die Winzigkeit verschwand gegen Null. Später dann die Kleidung von Müttern, Vätern, Tanten, Paten, Großeltern, noch später die von Schwiegermüttern. „Du kannst doch meinen Bademantel aus dem Krankenhaus nehmen, der ist fast nicht getragen.“ Reden wir nicht von der Kleidung Verstorbener, in der man wiedererkannt wurde. „Du hast wirklich ihre Figur.“ Im Grunde ist es nie nur eine Sache der Kindheit gewesen, sondern des Kleinseins als solchem, das in einem verbleibt, man kann groß werden wie man will. Effektiv grausam war es schon, einem die eigene Entwicklung einem guten Zweck zuliebe abzuschneiden. Dass einem dieses Abgeschnittensein aber ausgerechnet durch Kleider, die einem naherücken wie wenigstens sonst, „angetan“ wurde, das ist die Wunde. Als ob man selbst als guter Zweck versagte, wenn man sich weigerte, sie anzuziehen. Zurück zum Drehkreuz: Wir geben Flüchtlingen mit unseren gebrauchten Kleidern implizit die Erfahrung des Verlusts von Freiraum weiter.

Seit kurzem ist ein Spiegel da. Eine Mitarbeiterin führt neue Kollegen herum, bei der Ankleidekabine bleibt sie stehen: „Seht mal, das ist auch neu, das hatten wir am Anfang nicht. Aber Ihr glaubt nicht, wie oft der jetzt benutzt wird.“ *Wer?* Sie macht einen Hüpfen und wirft sich in Pose wie Models am Rand des Laufstegs, nun steht sie zweimal da, einmal von vorne, einmal von hinten: „Na, Mr. Wonderland!“ In der Tat, Ihr glaubt es spontan nicht, dass Geflüchtetsein und Aussehenwollen, Vertreibung und modisches Begehren, Not und Stil sich nicht ausschließen. Dass Leute, die Hilfe benötigen, auch etwas von einem *Dernier Cri* gehört haben. Sind Flüchtlinge wählerisch, etwa? Vielleicht stammen sie aus einem Paris des Ostens, Beirut, Odessa, Tiflis. Allein die Vorstellung, dass Boatpeople bei der Auswahl ihrer Rettungswesten geschmäckerlich vorgehen, ist nahezu unerträglich. Weil es auf Euch obszön wirkt,

dass Mode bleibt, wenn Menschen fliehen? Dieselbe Mode, die man das Flüchtigste auf Erden genannt hat. Doch gehört es zum Alltag in der Kleiderkammer, dass Jungs anfangen zu weinen, wenn sie auf die Schnelle Mädchenpullis mit Daisy-Küsschen abkriegeln. Die Größeren halten Ausschau nach Baggy-Jeans, im Schuhlager gehen am schnellsten die Damenstiefel mit Absatz weg, nicht die ohne, und Schmuck ist als allererstes aus. Es gibt zwei Seiten, eine schlechte und eine gute, und dass man selbst dies im Affekt nur als Widerspruch begreifen kann, bedeutet nicht, dass es einer ist. Die den Spiegel ans Drehkreuz gebracht haben, sind auch Lebensretter. Retter für jenen fragilen Moment, da das Leben in Sicherheit, aber noch lange nicht gesichert ist. Wer die Gelegenheit bekommt, sich selbst im Spiegel zu sehen, sieht zuallererst: „Ich – ist noch da“. Der Spiegel funktioniert wie eine Rückversicherung ohne Zins. Und dann gibt es die Chance, sich wieder zu wehren, sagen zu können „Nee, der da bin ich nicht mehr“, indessen „dieser hier will ich sein“. Es ist die Chance zur Auswahl, ein Spielraum entsteht, über die Zeit kann man sich möglicherweise zur eigenen Geschichte ins Verhältnis setzen. Natürlich lügt der Spiegel auch. Soll er. Er ist es, der an die Schokoladenseite denkt, wenn diese noch unter einer Narbe begraben liegt. Er macht, dass man größer und stärker wird. *Man wächst*. Sogar die Erwachsenen wachsen nochmal, selbstverständlich nicht in Zentimetern. Mr. Wonderland steht dafür, dass es beim Kleidertausch wie in den Märchen für dieses Mal gut ausgeht. Das Bäumlein auf dem Grab der Mutter „rüttel und schüttel dich, wirf schöne Kleider herab für mich!“, da werden die Aschesäcke gegen extra, extra schöne Kleider, Strümpfe und Pantoffeln aus Silber und Gold und Perlen und Glas und Edelsteinen ersetzt. Aus der Kabine plötzlich – „Als ich, Aisha ...“ – eine Melodie, leise, aber auf Hip-Hop gemacht gemixt mit Litanei und immer wieder von Kleiderrascheln unterbrochen:

... Tochter von Ahmed, zu Euch stieß,  
Ein rotes Tuch bei mir, o, noch aus den Städten, *Ihr meintet: Blut*,  
Da gabt Ihr mir Jod, das Blut zu stillen. Ummm, das brauch' ich nicht. Aber dann,  
Dann nahm ich das Jod doch, ätzte das Tuch, bis Flammen darin loderten, so machte ich mir eine gute Hölle zurecht. Hey,  
*Ich meine*: Jeder braucht ein Tuch aus Hölle, um komplett zu sein.

Als ich, Aisha, Tochter von Ahmed, zu Euch stieß,  
Ein schwarzes Tuch bei mir, o, noch aus den Schulen, *Ihr meintet: Trauer*,  
Da gabt Ihr mir Steine, die Trauer zu bestatten. Ummm, die brauch' ich nicht. Aber dann,

Dann nahm ich die Steine doch, beschwerte das Tuch, bis sich Falten darin kräuselten, so machte ich mir ein gutes Meer zurecht. Hey,

*Ich meine:* Jeder braucht ein Tuch aus Meer, um komplett zu sein.

Als ich, Aisha, Tochter von Ahmed, zu Euch stieß,

Ein blaues Tuch bei mir, o, noch aus den Läden, *Ihr meintet: Traum,*

Da gabt Ihr mir eine Nadel, den Traum zu zerplatzen. Leute, die braucht' ich auch nicht. Aber dann, Dann nahm ich die Nadel doch, durchbohrte das Tuch, bis Sterne darin funkelten, so machte ich mir einen guten Himmel zurecht.

*Ich meine:* Jeder, hey, braucht ein Tuch aus Himmel, um komplett zu sein.

Als ich, Aisha, Tochter von Ahmed, zu Euch stieß,

Selbst ein weißes Tuch bei mir, o, noch von den Böden, *Ihr meintet: Nichts,*

Da gabt Ihr mir ein Messer, das Nichts abzuschneiden. Ummm, das braucht' ich nicht. Aber dann Nahm ich das Messer doch, filetierte das Tuch, bis Schleier davonflatterten, so machte ich mir eine gute Luft zurecht.

*Ich meine:* Hey, jeder ...

„Hallo! *Hallo*, kann mir jemand den Reißverschluss aufmachen?“

... und als ich zu Euch stieß,

Ein grünes Tuch bei mir, o, Wiederholender, noch von den Höfen, *meintet Ihr: Gott.*

Ich auch. Ihr gabt mir nichts. Ich brauchte nichts.

*Ich meine:* Wer hat kein Tuch aus Gott.

Aisha, Tochter von Ahmed.

Ach, aber das gelbe Tuch, Kinderchen, noch von den Feldern! *Ihr meintet: Geld*

Und gabt mir einen Topf, das Geld zu verbergen. Ummm ...

Dann aber nahm ich den Topf, doch doch, verquirlte das Tuch mit Ei, Fett, Mandel und Sirup, bis Teig darin quoll, so machte ich mir einen guten Safrankuchen.

*Ich meine:* ...

"Please, somebody there who can help me?" Der Vorhang wird von innen geknufft, wölbt sich, und eine Type lugt heraus, die sich bis auf den Zip längst selbst geholfen hat. Wir sollten mal über Stil reden.

Eine Zeit lang kursierten im Netz Aufnahmen von LKW-Fahrern, die sich den Jux gemacht hatten, auf den Zubringern zum Channel Tunnel bei Calais ihre Handykameras mitlaufen zu lassen. Wacklige Filmchen von 7 Minuten, 10 Minuten, ein Take fast 13, nur Autobahn Autobahn Autobahn, doch das Bild reißt nicht ab, weil an den Leitplanken ein ebenso wenig abreißender Zug junger Männer zu sehen ist, die alle

dasselbe vorhaben – auf einen Laster springen, um so nach Großbritannien zu gelangen, des besseren Asyls wegen. Vor allem aber: alle dasselbe anhaben. Es ist vollkommen gespenstisch. Jeans und T-Shirt Kurzarm mit Aufdruck, Sprache egal, Message egal, Jeans und T-Shirt, Jeans, Jeans, Jeans und T-Shirt Kurzarm mit Aufdruck. Das Drama des Exodus teilt sich über Kleider mit, die ausstellen, dass die Suche nach Freiheit selbst schabloniert ist, und dabei ist es irrelevant, ob es sich um eigene oder fremde, gute oder schlechte Kleidung handelt. Diese Leute werden niemals ankommen, glaubt man, weil sie keine Chance haben, sich andere Hosen und Hemden zu beschaffen. In jedem Fall hat sich die Empfindung eingenistet, Flüchtlinge sehen alle gleich aus, und das ist eben der Flüchtlingsstil.

Jene, die Zulass gefunden haben, nehmen mit dem neuen Platz auch Kleider in Besitz. Und wieder, nicht unbedingt neue, aber in Besitz. Zwischen Behausung und Bekleidung besteht ein tiefer Zusammenhang. Gerade die jungen Männer in den Camps beginnen, mit den gespendeten Kleidungsstücken etwas Eigenes zu collagieren. Dabei wird immer öfter nach Labels, abgelegter Designerware gefragt. Ein Zeitungsbild aus Agathonisi: Im Hafen schläft eine kleine Gruppe Geflüchteter unter einem mit der griechischen Flagge bemalten Fels, zwei Worte sind zu erkennen, ΕΛΛΑΣ und Calvin Klein, und das erinnert auch an die Stunden nach dem Hochhausbrand von London 2017, als spontane Kleiderspenden bei der Feuerwehr eingingen, es hieß, die Säcke seien randvoll gewesen mit Prada und Gucci. Wobei es den Jungs in den Auffanglagern kaum um Eitelkeit geht, sondern Bewegung. Solange einem noch gesetzliche Begrenzungen auferlegt sind, macht man Testläufe des Ichs. Man gestaltet, man darf Zweckfreies tun, das nicht automatisch nutzlos ist. Wer wäre ich, hätte ich alle Rechte und übrigens auch Pflichten, die umso mehr mit Kleidern zu tun haben? Auf dem Weg dahin entsteht ein Dazwischen, man ist nicht mehr out, aber auch noch nicht in. Dass Mode mithin Politik ist, zeigt sich spätestens, sobald es um – solche – Grenzgänge geht. Jedenfalls findet eine Verschiebung statt, wenn ein Vertriebener Hosen trägt, die aus Trendgründen zerrissen sind.

Viel zu einfach wäre es zu glauben, das Interesse an Marken sei bloß ein Manöver, sich einer Gesellschaft anzuzähneln, von der man Aufnahme erhofft. So in etwa „Mode als Mimikry“, und das Update von „Kleider machen Leute“ lautet „Mode integriert“? Nun ja, Mode-Dummies und Nachmacher gibt es überall. Doch selbst die, die alte neue Kleidung als Integrationshilfe wollen, bleiben in ihr bis auf Weiteres fremd. Ein Körper integriert Kleider nicht leicht, solange der Körper selbst nicht integriert ist.

Und auch wenn Geflüchtete „unsere“ Labels tragen, was immer das sein mag, denn im Nahen Osten und Nordafrika gibt es genauso Flagship-Stores, bleiben es ihre Labels, weil sie sie eben anders „tragen“. Wie denn? Sie tragen nicht die teure Marke, sie tragen, dass man teure Marken trägt.

Buchstäblich, Labels werden ab- oder herausgetrennt, manches ausgeschnitten wie Weihnachtssterne, das Lacoste-Krokodil geht anders nicht ab, und auf 1-€-Hemden gesteckt. Aus einem Korridor taucht ein Jackett auf, dessen Vorderseite mit Labels gepflastert ist – ein Schaufenster, das das Ausstellen ausstellt und selbst Schaufenster wert ist. Dann natürlich das Abarbeiten an all den *Chuck All Star* und rund 30 *Air Jordan*-Modellen von Nike, überhaupt an Retro-Sneakern, deren Fließbandnostalgie durch Basteln zu neuartigem Textilschrott, wie soll man nun sagen: runter- oder hochgekartet wird, und wohlbemerkt alles nur mit Second-Hand-Ware. Kreuze ein ausgewachsenes Paradox mit einem dominanten Widersinn, so erhältst Du ... Kombinationen, die ich gesehen habe: Links *All Star* blau, rechts *All Star* weiß; links *All Star* blau Imitat, rechts *All Star* blau Original; links *All Star* blau, circa 1990, noch aus Damaskus, ohne Zunge und zerfetzt, rechts *All Star* blau neuwertig; *Air Jordan XXV "Welcome Home"* mit heruntergetretenen Hacken; *AJ VII* Sohle gekappt, alles aufgeschnitten und halb umgestülpt links wie rechts als Knieschoner; *AJ XVIII* oder *AJ XIX*, der schwärzeste Schuh der Welt, umgesprayt auf lackweiß; apropos, dasselbe mit „*Red October*“ *Air Yeezy* von Kanye West, dem „*Red October*“, wo immer dieser herkam; apropos „wo immer dieser herkam“, ein Bursche war da, der sich seine nackten Füße mit dem milchigen Ahornrot des „*Red October*“ bis hoch an die Fesseln zugesprayt hat, die Eltern hätten noch einen Freakout bekommen, doch stark war es. Was für ein Kommentar auf ein Leben zwischen Unikat und Zitat. Nicht: Sie werden in unseren alten Marken gut aussehen, sondern: Sie werden unsere guten Marken alt aussehen lassen.

Es gäbe sogar kleine Modenschauen. Selbst habe ich nichts gesehen, aber gehört davon. Diese würden von den Mädels organisiert, von denen viele wahrscheinlich am Instagram-Tropf hängen. Man kann den Catwalk im Wohncamp auch geschmacklos finden. Aber wir wohnen dort nicht, und wenn Leute eine Kopie brauchen, um vom Stigma ihrer Lebensgeschichte loszukommen, dann bedeutet Kopie Befreiungsschlag. Meist rechnet man sowieso nicht mit ein, dass alles Kopierte notwendig eine Handschrift enthält. Mit den textilen Mitteln, die Geflüchtete zur Verfügung haben, lässt sich nichts fundamental Neues kreieren, wie auch, aber viele be-

tonen das Gegebene auf eine Weise, dass es übers eigene Ziel hinausschießt, um am Schluss halbfremd dazustehen wie ein Text, in dem jedes zweite Wort aus einer anderen Sprache herübergeholt ist. Und so der Situation geflüchteter Menschen exakt entspricht. Aus dem Off zwischen Flughafenterminal und Containerdorf kommt ein Chor: Ihr habt ankleiden, warum kein mitkleiden, umkleiden, warum nicht abkleiden? Euer bekleiden könnte vorkleiden sein, einkleiden bitte zukleiden. Über- und verkleiden? Besser unter- und zerkleiden! Aus entkleiden macht nachkleiden! Das Auskleiden ist Rauskleiden! Und jetzt lasst immer mal das „k“ weg.

Was anfangs Rotkreuzspende war, dann Flüchtlingsstil, erscheint inzwischen als Ausdrucksform von Niemandsländbewohnern. Rätselvoll, wieso Leute, die für einige von uns noch nicht einmal richtig da sind, bereits Kleider besitzen, die über ihr Nichtdasein Auskunft geben? Nur, wenn man selbst in Kategorien von „Anziehsache“ denkt. Wir haben den Neuen einen Spiegel in die Anprobe gestellt. In Wahrheit sind *sie unser* Spiegel. Über den Umweg unserer alten Marken und Modelle machen Flüchtlinge aus den Anziehsachen, die wir ihnen gespendet haben, gerade wieder Kleider, die wir selbst gern hätten. Kleider, die nicht Schale sind, sondern zum Kern gehören. Wir reichen Hilfsgüter an sie weiter. Sie uns einen Begriff von Kleidung zurück. Welcher wäre das genau? Kleider sind Kern in Form von Schale.

Den Spiegel am Drehkreuz hatte neulich jemand angehaucht, wahrscheinlich, um ihn sauber zu kriegen, dann aber quer das Wort D E M O hineingeschrieben. Es ist noch da, weil das Glas nach wie vor staubig ist. Woraufhin jemand Zweites mit Lippenstift M O D E daruntergesetzt hat. Wie manchmal alles an seinen Platz fällt. Man muss es nur, man muss *sich* nur umstellen: O D E M.

Der Text entstammt dem Band: Johanna Dombois: *Rettungswesen. Prosa*. Parasitenpresse | Verlag für neue Literatur. Köln, November 2018 (Reihe Paradosis Bd. 12), S. 49-70.

---

\* „Lā“ (im Orig. S. 56f.): Arab. [transkribiert] für „nein“.

\*\* „nai“ (im Orig. S. 61): Neugriech. [transkribiert] für „ja“.